## Nachrichten aus der Forschung

Matthias Voigt

## »Race, Gender, and Military Heroism in U.S. History. From World War I to 9/11«

Internationale Tagung, veranstaltet vom Institut für Englische und Amerikanische Studien an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main, 20. bis 21.3.2015

DOI 10.1515/mgzs-2015-0014

Die Tagung stellte das militärische Heldentum in den Vereinigten Staaten von Amerika im 20. Jahrhundert in den Mittelpunkt, um die kontrovers geführten Diskurse über »Rasse«, Geschlecht und nationale Identität analytisch aufeinander zu beziehen.

Simon Wendt (Frankfurt a.M.) erläuterte in seiner Einführung, wie Kriegsheldentum in den Vereinigten Staaten von Amerika im 20. Jahrhundert zu einem Kernsymbol der heterosexuellen, männlichen, weißen Nation avancierte. In der Folge entwickelte sich militärisches Heldentum zu einem Schlüsselbegriff, mithilfe dessen Diskurse über dominante Vorstellungen von »Rasse«, Geschlecht und nationaler Identität stetig neu verhandelt, herausgefordert und revidiert wurden¹. Im Fokus stand auch die Frage, wie militärische Wertschätzung als Instrument von oben zur Aufwertung, oder wie die Verweigerung von Wertschätzung als Instrument der Marginalisierung zu einer Grassroot-Bewegung von unten führte, indem Minderheiten gegen ihre Marginalisierung protestierten. Der von Wendt angesprochene Heroisierungsprozess ist mithin eng mit dominanten Vorstellungen von

Kontakt: Matthias Voigt, FB 10 Institut für England- und Amerikastudien (IEAS), Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a.M., E-Mail: matt.voigt@web.de

<sup>1</sup> Im Folgenden wird statt des englischsprachigen Wortes »race« das deutsche Wort »Rasse« verwendet. Beide Begriffe sind kulturell unterschiedlich konnotiert. Im anglo-amerikanischen Sprachraum bezeichnet race ein soziales Konzept der Kategorisierung. Im Deutschen dagegen wird der Begriff eng mit der Rassenlehre im »Dritten Reich« assoziiert, Theorien, welche die Menschheit in verschiedene Rassen einteilten (unterschieden durch Hautfarbe, Schädelform u.a.) und die mit der Wertung verbunden waren, dass alle Menschen dem arischen Menschen unterzuordnen seien. Hier wird auf die anglo-amerikanische Bedeutung von »Rasse« Bezug genommen.

Männlichkeit und Weiblichkeit, wissenschaftlichen und populären Konzepten von »Rasse«, politischen Idealen und den Bürgerrechten verknüpft.

Die Teilnehmerschaft der Konferenz teilte die Auffassung, dass Heldentum und Kriegsheldentum kulturelle Konstrukte seien, welche die Normen und Werte einer Gesellschaft widerspiegeln und Rollenvorbilder für kollektive Identitäten liefern. Generell wird heldenhaftes Verhalten mit Personen in Verbindung gebracht, die ihr Leben für einen Kameraden oder eine Kameradin riskieren, und mutig gegen schier unüberwindbare Hindernisse ankämpfen. Vorbehalte gegenüber Minderheiten können überwunden werden, wenn entsprechende Soldaten ihr Leben für die amerikanische Nation (die USA, die Stammesnation, oder die »black nation«) einsetzen. Während des Konstruktionsprozesses von Kriegsheldentum wurden dominante Vorstellungen von Heldentum stetig neu definiert, indem dominante Konzepte aufrechterhalten und marginalisierte Vorstellungen absorbiert wurden. Innerhalb der amerikanischen Nation hatte das Kriegsheldentum funktionalen Charakter in Bezug auf »rassische« und genderspezifische Inklusion und Exklusion. Der Fokus der Tagung lag auf Minderheiten in amerikanischen Heroisierungsprozessen. Wie wurden diese Gruppen durch den öffentlichen Diskurs beeinflusst? Auf welche Weise wurde ihre Marginalisierung aktiv infrage gestellt? Wie wurden Minderheiten zunehmend öffentlich sichtbar und letztlich sozial anerkannt?

Die erste Sektion behandelte das Verhältnis von Kriegsheldentum und »Rasse« während der Zwischenkriegsjahre. George Lewis (Leicester, GB) führte zum Verhältnis zwischen der American Legion, Amerikanismus und Kriegsheldentum aus, wie die moderne Massenkriegführung und Forderungen nach politischen Wahlrechts- und Partizipationserweiterungen nach dem Krieg die Rahmenbedingungen für Heldendiskurse veränderten. In Anlehnung an Max Webers klassischen Aufsatz über das preußische Wahlrecht von 1917 erläuterte er, wie auf dem modernen Schlachtfeld, wo kollektive Verantwortung mehr zählte als individuelle Heldentaten, der bislang edle Militärheld als demokratischer Alltagsheld wiedergeboren wurde. Die Mechanisierung des Krieges emaskulierte Männlichkeitskonzeptionen, sodass diese nach dem Waffenstillstand 1918 neu definiert werden mussten. Die American Legion legte ihren Fokus hierbei auf die Zivilgesellschaft, um die Doppelfunktion des Bürgers als Verteidiger des Vaterlands in Kriegszeiten und gleichberechtigten Wahlbürger in Friedenszeiten zu unterstreichen.

Ellen Wu (Indiana, USA) erläuterte die Veränderung der heroischen Ideale im Zweiten Weltkrieg am Beispiel des ikonischen Bildes der Nisei (Japanische Amerikaner der zweiten Einwanderungsgeneration). Kriegsheldentum habe laut Wu die Verbreitung des radikalem Liberalismus und die Assimilierung von Nicht-Weißen in die weiße amerikanische Mittelschicht vereinfacht. Während des Krieges entwickelten sich japanisch-stämmige Amerikaner von »feindlichen Fremden« zur prototypischen Modell-Minderheit. Ihre Loyalität bewiesen sie durch ihren überproportionalen Eintritt in die US-Streitkräfte, was zu einer Neuordnung der »rassischen« Ordnung nach 1945 führte. Die Japanese-American Citizenship League (JACL) erreichte durch gezielte Lobbyarbeit die Aufhebung diskriminierender Praktiken, und die heroischen Narrative der Nisei erleichterten ihre landesweite Anerkennung als US-Patrioten.

Die zweite Sektion stellte »rassische« Minderheiten und ihre Vorstellungen von Kriegsheldentum zwischen dem Ersten Weltkrieg und dem Vietnamkrieg in den Mittelpunkt.

Brian Behnken (Ames, USA) zeigte anhand der Mexican-Americans, wie sich ihre Perzeption als unmännlich bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts durch Kampagnen von mexikanisch-stämmigen Aktivisten und Veteranen während des Vietnamkrieges veränderte. Sie entwickelten eine neue Vorstellung von Männlichkeit und veränderten den »Machismo«, ein Konzept der Hypermaskulinität und Patronage, in eine Form der kriegerischen Männlichkeit. Dies führte zur Aufwertung der eigenen Gemeinden und diente als Quelle der Identifikation, wie das Beispiel der Hero Street in Silvis (Illinois) eindrucksvoll belegt.

Simon Wendt untersuchte »schwarzes« Kriegsheldentum in Heroisierungsprozessen als Instrument weißer Autoritäten zur Eingrenzung der Unzufriedenheit von »Schwarzen« und als Möglichkeit von African-Americans, sich Respekt zu verschaffen. Während des Zweiten Weltkrieges und der Kriegsszenarien in Korea und Vietnam unterstützte die »schwarze« Presse die »weißen« Definitionen von Heldentum und zog Parallelen zwischen vergangenen und aktuellen Kriegsheldentaten. Die Formierung von integrierten und nicht mehr segregierten Einheiten (wie noch 1941–1945 üblich) während des Vietnamkrieges unterstützte diese gemeinsame Definition des Heldentums. Wendt wies auf die Unterminierung des dominanten Heldendiskurses durch die Black Panther Party (BPP) hin, die den heroischen Kampf der Vietcong gegen die USA innerhalb der Antikriegsbewegung unterstützte. Im Gegensatz zu Auffassungen der BPP unterstützte die »schwarze« Mittelschicht weiterhin das Ideal des »weißen Helden«, auch wenn dieses Ideal eine Öffnung des Heldenbegriffs für die multi-ethnische amerikanische Mittelschicht blockierte.

Matthias Voigt (Frankfurt a.M.) erforschte die Heroisierung der Navajo Code Talker und stellte heraus, dass zumindest anfangs die Heldenverehrung in Bezug auf diese Gruppen ambivalent war. Die Code Talker unterlagen der strikten Geheimhaltung, sodass die 420 Funker nach dem Krieg von offizieller Seite über Jahrzehnte keine Ehrung und Anerkennung erhalten konnten, und sie gehörten der Navajo-Kultur an, die keine Heldenverehrung und keinen »hero discourse« im US-amerikanischen Sinne kannte. Die allgemeine Anerkennung als Krieger in Uniform zum Schutz von Land und Stamm setzte sich erst nach der Deklassifizie-

rung der Geheimhaltung 1968 und der Schaffung der Veteranenvereinigung der Navaio Code Talkers Association (NCTA) in den 1970er Jahren durch. Diese bis heute gelebte Hybridität von Heldenkonzeptionen der Navajo wurde beim Nachruf auf den letzten der 29 zuerst ausgesuchten Funker deutlich, in der die »Navajo Times« die Worte »Krieger«, »Funker« und »Held« synonym verwendete. Demgegenüber nimmt die Heroisierung der Code Talker in der Film- und Populärkultur einen breiten Raum ein, wobei sich hier »weiße« und »indigene« Konzepte von Heldentum zu einer hybriden, inklusiven Konzeption von Heldentum veränderten.

Die dritte Sektion behandelte Gender, Sexualität und den Vietnamkrieg. Ingrid Gessner (Regensburg) konzentrierte sich auf die Erinnerungen und die Erinnerungskultur von weiblichen Militärkrankenschwestern, um dominante Männlichkeitserzählungen vom Mann als Beschützer infrage zu stellen und Veteraninnen, die lediglich als »Schutzbefohlene« gesehen werden, narrativ zu stärken. Frauen sind in den öffentlichen Erinnerungskulturen traditionell unterrepräsentiert, weil ihre Leistungen nicht oder nur langsam unter die vorherrschende Definition von Heldentum fallen.

Steve Estes (Sonoma, USA) stellte Konzeptionen von Held und Anti-Held gegenüber und nutzte dazu die Bilder von Lieutenant William Calley, der 1968 in My Lai die Tötung von vietnamesischen Zivilisten anordnete, und Warrant Officer Hugh Thompson, der möglichst viele Menschenleben zu retten versuchte. Die Gewalt von Calley wurde nach seiner Verurteilung in der amerikanischen Öffentlichkeit entschuldigt, während die Milde von Thompson ihn nicht zu einem Helden, sondern zu einem Verräter machte – ein ambivalentes Verhältnis von Gewalt und Heldentum, das die Konferenz hier aufdeckte. Erst mit der Aufnahme der bilateralen Beziehungen zwischen den USA und Vietnam nach 1990 änderten sich die Heldenbilder: Thompson der wiederentdeckte Held, Calley der Anti-Held.

Simon Hall (Leeds, GB) betrachtete im Kontext von Homosexualität im US-Militär das Leben von Leonard P. Matlovich, der erste Soldat, der sich 1975 offen zu seiner Homosexualität bekannte. Seine Persönlichkeit entsprach ebensowenig homoerotischen Stereotypen wie seine Rolle als dekorierter Kriegsheld dem Gay Rights Hero. Sein Widerstand gegen hegemoniale Vorstellungen weißer heterosexueller Kriegshelden führte zu einem neuen Heldendiskurs und letztlich zu einer multikulturellen Heldenerzählung, die Homosexuelle nach einem langen Weg in die Streitkräfte der USA integrierte.

Die vierte Sektion suchte nach Kontinuitäten und Brüchen in der Heroisierung von US-Soldaten. Amy Lucker (Newark, USA) widmete sich Medienbildern von erschöpften Soldaten. Im Vietnam-Szenario wurden Soldaten weniger in Gemeinschaft, sondern oft als Individuen porträtiert, die isoliert und verletzlich wirkten und die Zweifel der Bevölkerung am Krieg unterstützten.

Sonja John (Berlin) untersuchte die Veränderungen der Selbstwahrnehmung von Veteranen anhand von drei Generationen der Lakota-Indianer und ihrer Ideen zu generationenübergreifendem Heldentum. Während sich der Großteil der Forschung zu »Native veterans« auf die »Krieger-zu-Soldat«-Thematik und auf die Übernahme von weißen Vorstellungen einer indianischen »kriegerischen Rasse« konzentriert, untersuchte John die Veränderungen in der Selbstwahrnehmung dieser Veteranengruppe. Traditionell sehen sich männliche Lakota als Ernährer ihrer Gemeinschaft. In den Kontexten amerikanischer Kriege der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts versuchten sie, mit Hilfe der GI Bill (Wiedereingliederungsgesetz für Soldaten von 1944) ihre Bildungs- und Verdienstchancen zu verbessern. Ihre Selbstwahrnehmung untergrub, so die Referentin, mithin den dominanten weißen Heldendiskurs einer »Rasse«, die aufgrund von »übernatürlichen« Fähigkeiten zum Kampf auf dem Schlachtfeld geboren sei.

Alexander Bielakowski (Fort Leavenworth, USA) nahm sich die Fälle vor, in denen Minderheiten die Medal of Honor (MoH) verweigert wurde. Die 1861 gestiftete Ehrenmedaille erfuhr erst nach 1900 eine stetige Aufwertung bis hin zur höchsten militärischen Tapferkeitsauszeichnung. Mit der Schaffung eines differenzierten Auszeichnungssystems veränderten sich sowohl die Bedingungen für die Verleihung der Medaille als auch die Einstellungen hinsichtlich der Ehrung. Angehörigen von Minderheiten wurde die MoH aufgrund von Rassismus, Missverständnissen hinsichtlich des Kontextes der Verleihung, oder schlichtweg aufgrund von bürokratischer Inkompetenz vorenthalten. Verspätete Anerkennungen der Ehrenmedaille deuten aber ebenfalls darauf hin, dass sich die Vorstellungen vom amerikanischen Heroentum in den letzten Jahrzehnten beständig verändert haben und sich noch weiter verändern.

Sektion fünf stellte die Perspektiven für das 21. Jahrhundert mit den Schwerpunkten »Rasse«, Geschlecht und das Bild des heldenhaften Kriegers in den Mittelpunkt.

Kristin Hass (Michigan, USA) nahm in den Blick, wie Heldentum in verschiedenen Kriegsdenkmälern und Ausstellungen auf der National Mall visuell vermittelt wird. Eines ihrer Beispiele ist das von Kenneth E. Behrin mit einer Spende gegründete Smithonian National Museum of American History, das in einer Ausstellung die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges und des Vietnamkrieges auf die USA und die Situation »at home« darstellte. Sie zeigt, wie die Ausstellung soziale Kontrolle und Einfluss auf die Definition von Heldentum und das kollektive Gedächtnis der Nation erringen konnte.

Carrie Andersen (Austin, USA) analysierte den Einfluss von virtueller Kriegführung auf die Zukunft des Soldaten in »Call of Duty«-Spielen und den Umgang mit Drohnen. Der globale Krieg gegen Terror führte zu einer Wiederbelebung von hegemonialen Männlichkeits-Konstrukten, die zur Stärkung der US-Nation die-

nen sollten. In diesem Kontext begann die Spiele-Industrie, den bewaffneten Kampf mit Drohnen als heroische Kriegführung zu inszenieren. Mit der Zunahme von Drohnen in militärischen Operationen erfahren Drohnenpiloten den Krieg ähnlich wie ein Videospiel. Dieser Abschied vom heldenhaften Kriegerideal spiegelt einen größeren technischen Wandel wider, weil das reale Schlachtfeld der Kugeln und Granaten gegen einen geschützten Büroraum eingetauscht und die Grenze zwischen militärischen und zivilen Räumen verwischt wird.

Ahu Tanrisever (Berlin) veranschaulichte den Wandel des weißen, männlichen Kriegshelden in der historischen Rückschau mit dem Blick auf das Jahrzehnt nach dem 11. September 2001. Während im Zweiten Weltkrieg die Kriegsanstrengungen der Helden als Gemeinschaftswerk gegen das manichäische Böse dargestellt wurden, und im Vietnamkrieg die dominierende rhetorische Figur der Kampf um moralische Integrität der GIs in einem moralisch zweideutigen Konflikt war, so werden die Helden des neuen »War on Terror« in der Populärkultur als makelhafte Helden in einer Welt der militärischen Professionalisierung und Differenzierung dargestellt. Als hochqualifizierte Berufssoldaten sind sie ein Produkt der sich verändernden Realitäten des Krieges wie Outsourcing und Privatisierung der Kriegführung und Distanzierung von Entscheidungsprozessen. In der kulturellen Vorstellung wird der Kriegsheld seit 9/11 weitgehend entindividualisiert, sodass seine gelangweilte und unzufriedene Tagesroutine nur von gelegentlichen Momenten des Kampfes unterbrochen wird, die seine Professionalität, Initiative und Individualität erfordern.

Sarah Makeschin (Passau) erweiterte dieses Spektrum um das Bild der weiblichen Kriegerin im 21. Jahrhundert, wie es durch Jane Blairs Memoiren »Hesitation Kills« (2011) dargestellt wird. Blairs Erzählung negiert weibliche Tropen wie »unschuldig« und »verletzlich« und erzählt die Geschichte einer Frau, die durch die Erfüllung männlicher Normen zu einem integralen Bestandteil der heldenhaften Gemeinschaft der U.S. Marines wird. Blair erkennt männliche Gender-Praktiken in ihren Memoiren an und wird somit zu einem Vorbild »weiblicher Männlichkeit«, das als Gegenentwurf zu Jessica Lynch wahrgenommen wird, einer Frau, die in Gefahr ist, und an deren Rettung Blair aktiv beteiligt war.

Die Abschlussdiskussion betonte die Persistenz der Vorstellungen und Narrative von weißen Kriegshelden seit dem späten 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart hinein. Kriegsheldentum dient – so das Fazit der Tagung – als sozialer Kontrolldiskurs in einer vorherrschend »weißen« Gesellschaft der Vereinigten Staaten von Amerika. Gleichzeitig sind dominante Heldenvorstellungen auch durch ihre »Fluidität und Flexibilität« gekennzeichnet. Es gibt nicht nur einen Typus des Helden oder Kriegshelden, sondern ähnlich wie in der US-amerikanischen Gesellschaft gibt es unterschiedliche Typen, die in den verschiedenen sozialen Schichten und Regionen, bei diversen Minoritäten und in Gewalt-Konzepten verherrlicht werden und sich seit 1900 verändert haben. Die Konferenz hat gezeigt, wie wichtig die genaue Analyse der Kontexte für die Forschung ist, denn sie bestimmen, welche Änderungen flexibel angewandt werden, um Heldentum alltagstauglich und massenwirksam zu präsentieren. Die Inkorporierung anderer Konzepte des Heldentums von marginalisierten Minderheiten, die ständige Anpassung an neue Umstände wie eine sich wandelnde Kriegführung oder Veränderungen in der US-amerikanischen Gesellschaft sind dafür sehr bedeutsam, denn nur so können die Heldenvorstellungen flexibel und zugleich dominant bleiben. Während das Kriegsheldentum für die US-amerikanische Gesellschaft seine ein- und ausschließenden Funktionen beibehält, kann man aus der Tagung das Fazit ziehen, dass Minderheiten in der Gesellschaft den Heldendiskurs als eine machtvolle Ressource genutzt haben, um sich in die Geschichte der USA und die ihrer außenpolitischen Erfolge im 20. Jahrhundert einzuschreiben.